Kampf ums Fest

Ist Weihnachten noch zu retten?

An Heiligabend sollen sich die Menschen wieder treffen können – damit hatten Politiker den Shutdown begründet. Doch Kirchen, Krankenhäuser und Familien bereiten sich auf eine einsame Zeit vor. Die SPIEGEL-Titelstory.

Von **Susanne Beyer**, **Felix Bohr**, **Simon Book**, **Lukas Eberle**, **Jan Friedmann**, **Maik Großekathöfer**, **Armin Himmelrath**, **Dietmar Hipp** und **Katja Thimm**
20.11.2020, 18.00 Uhr

Der erste Weihnachtstag ist einer der schönsten Tage im ganzen Jahr für Christiane Pellen-Balgar und ihren Partner. Die ganze Familie kommt bei ihnen in Mönchengladbach-Odenkirchen zusammen. 25 Menschen, mindestens, aus Böblingen und Bonn, aus Kassel und Hamburg.

Dann hocken sie zusammen in der Doppelhaushälfte, »wie Ölsardinen in der Büchse«, sagt Pellen-Balgar. »Herrlich« findet das ihr Partner Stefan Jakuszeit.

Die beiden sitzen in ihrem Wohnzimmer und erzählen, wie Weihnachten bei ihnen abläuft. Beide sind geschieden, jeder hat zwei Kinder. Hinzu kommen jeweils zwei Schwestern mit insgesamt sechs Töchtern und drei Söhnen, Ehemänner und Partner, außerdem Christianes Eltern.

Gegen 13 Uhr ist die Patchworkfamilie am 25. Dezember alljährlich versammelt. Zum Empfang gibt es für alle Stutenkerl mit Marmelade – das süße Hefebrot in Form eines Männleins, das in anderen Regionen Weckmann oder Grittibänz heißt.

Danach gehen sie spazieren, anschließend ist Bescherung. Sie singen »Stille Nacht« und »Maria durch ein Dornwald ging«, die Geschenke muss sich jeder erst verdienen, mit einem Gedicht, einem Lied auf der Blockflöte oder Trompete. Der Jüngste fängt an, das ist die Regel. »Wer auspacken darf, muss in die Mitte und die Sprüche der anderen über sich ergehen lassen«, sagt Christiane Pellen-Balgar. Ihr Vater ist mit 86 Jahren als Letzter dran. Vergangenes Jahr dichtete er »O Tannenbaum, du rieselst schon«.

Zu essen gibt es – immer – Kartoffelsalat mit Frikadellen und Brühwürstchen, »und es wird viel Wein getrunken«, sagt Stefan Jakuszeit. Eine große, fröhliche Runde. Normalerweise.

Schon im Sommer habe sie vermutet, dass Weihnachten wegen Corona dieses Mal anders ablaufen müsse, sagt Christiane Pellen-Balgar. Einer ihrer Schwäger litt an Covid-19, er ist zwar wieder gesund, »aber er ist bedient von der ganzen Sache«.

Ihr Vater gehört zur Risikogruppe, hat Lungen- und Herzprobleme. Selbst wenn es im Dezember keine Beschränkungen für private Feiern mehr geben sollte, »es macht einfach keinen Sinn«, sagt sie.

Zu viele Haushalte, zu viele Menschen, zu viele Möglichkeiten, sich anzustecken.

Als die Politikerinnen und Politiker Ende Oktober die Corona-Maßnahmen beschlossen, die für den November gelten sollten, wollten sie das Fest retten. »Wenn wir im November alle sehr vernünftig sind, dann werden wir uns mehr Freiheiten zu Weihnachten erlauben können«, sagte Kanzlerin Angela Merkel (CDU). Es klang, als mahnte Knecht Ruprecht die Kinder, brav zu sein, weil es sonst keine Geschenke gibt.

In manchen Bundesländern wird nun bereits diskutiert, die Weihnachtsferien früher beginnen zu lassen. Unter anderem Nordrhein-Westfalens Ministerpräsident Armin Laschet (CDU) sprach sich dafür aus. Seine Schulministerin Yvonne Gebauer (FDP) bezeichnete es als eine »Vorquarantäne«, die den Schülern die Möglichkeit gebe, vier zusätzliche Tage zu Hause zu bleiben, um anschließend mit verringerter Infektionsgefahr im erweiterten Familienkreis feiern zu können.

Österreichs Bundeskanzler Sebastian Kurz (ÖVP) kündigte am vergangenen Wochenende Corona-Massentests an, um die Feiertage zu retten. Man sei, sagte er, »in Vorbereitung, dieses Instrument auch vor Weihnachten noch mal zu nutzen«.

So viel war in der Politik selten von diesem Fest die Rede. Auch wenn am Ernst der Lage nicht zu zweifeln ist, hat es durchaus komische Momente, dass in einer tief säkularen Zeit auf einmal ein eigentlich kirchliches Fest als Belohnung herhalten muss, damit Bürgerinnen und Bürger sich an Auflagen halten. Die rund fünf Millionen Muslime mögen sich darüber noch ein bisschen mehr wundern als die vielen, die zumindest auf dem Papier den christlichen Kirchen angehören.

Die Aussicht auf große Runden mit Menschen, die aus allen Himmelsrichtungen anreisen, schürt Sorgen. Das Horrorszenario: Weihnachten, das Fest der Liebe, als Superspreading-Ereignis.

Aber Weihnachten ausfallen lassen? Nach diesem ohnehin schon einsamen Jahr? Psychologen warnen seit den ersten Wochen der Pandemie, dass Depressive nun besonders gefährdet seien und dass auch Kinder sich zunehmend schlecht in ihrer Welt zurechtfänden.

Traditionen und Rituale der Weihnachtszeit dienten dazu, Identität und Zugehörigkeit zu stiften, heißt es in aktuellen Empfehlungen der Deutschen Psychotherapeutenkammer. »Gerät dies ins Wanken, kann bei all der gesellschaftlichen Unsicherheit in der Pandemie eine zusätzliche psychische Belastung entstehen.« Zudem sei in der »dunklen Jahreszeit« das Risiko einer saisonalen Depression erhöht.

Viele hätten es also nötig, einmal in Ruhe Zeit miteinander zu verbringen. Oder sich auch nur in die vertrauten Weihnachtsrituale fallen zu lassen und in die Auszeit zwischen den Jahren.

Insgesamt stellt die Krise Gewissheiten der modernen Zeit so elementar infrage, dass kaum jemand davon unberührt bleibt. Wir Menschen bekommen unsere eigene Verletzlichkeit vorgeführt.

So gesehen passt Corona zur nahenden Advents- und Weihnachtszeit – Wochen, die immer schon als Übung in Demut gedacht waren; um diesen Gedanken nachzuvollziehen, muss man nicht gläubig sein. Auch deshalb spräche einiges dafür, das Fest in diesem Jahr erst recht zu würdigen. Das Kind in der Krippe: verloren, ungeschützt und doch nicht so allein, wie es erst einmal wirkt, das ist ein Bild, über das sich jetzt gut nachdenken ließe.

Was sagen Psychologen zu der Sorge vieler Menschen, sich beim wichtigsten Fest des Jahres nicht mehr nahekommen zu können? Wie wollen die Kirchen das Dilemma lösen? Wie blicken Juristen auf mögliche Einschränkungen? Das Grundgesetz schützt ja Familien in besonderem Maße. Und wieso ist Weihnachten für uns überhaupt so wichtig?

Karfreitag und Ostern sind die höchsten Feiertage. Weihnachten aber ist zum populärsten Fest geworden – einem Kind in der Krippe fliegen die Herzen zu.

Das Weihnachtsfest hat sich verbunden mit regionalen Elementen des Volksglaubens, die jahrhundertelang neben der christlichen Praxis existierten. Die oft frostigen Tage im Dezember lösten bei den Menschen in den hiesigen Regionen immer schon gemischte Gefühle aus. Weil in den ländlichen Gebieten auf den Feldern nichts auszurichten war, galt diese Zeit als ruhig und besinnlich, zugleich aber

verband sich damit eine früher existenzielle Sorge: Würden die Böden wieder die Kraft entwickeln, die Menschen zu ernähren?

Im Volksglauben hoffte man etwa auf die segensreichen Kräfte von »Mutter Erde« oder »Mutter Natur«, von der man sich das Bild einer älteren Dame mit Rute machte und die als Herrscherin über alles Leben geliebt, aber auch gefürchtet wurde. Von dieser sagenumwobenen Figur hieß es, sie komme in jedes Haus, belohne die Fleißigen und Hilfsbereiten mit Gold, schlitze den Faulen den Bauch auf und stecke die ungezogenen Kinder in den Korb. Nach und nach übernahmen menschenfreundlichere Figuren wie Christkind und Nikolaus die Aufgabe des Schenkens. Und die Tradition der Bescherung wurde vom Nikolaustag auf Heiligabend verlegt.

Noch im 18. Jahrhundert feierten die Menschen Weihnachten vor allem in den Kirchen, doch zunehmend auch zu Hause. Im 19. Jahrhundert stellten viele den Weihnachtsbaum in ihre Wohnstube. Die bürgerliche Ideologie rückte die Familie in den Mittelpunkt, worin auch ein Aufstiegsversprechen lag: Die bürgerliche Frau sollte keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen, sie wurde die Hüterin des Heims und die Zeremonienmeisterin häuslicher Feste.

So wurde Weihnachten zum Familienfest schlechthin. Ganze Konsumwelten knüpfen an die Tradition des Schenkens an, auch gegessen und getrunken wird so viel und so gut wie selten sonst im Jahr. Das sogenannte Weihnachtsgeschäft hat sich zu einem entscheidenden Wirtschaftsfaktor entwickelt.

Doch die Deutschen hatten zuletzt kaum mehr Lust zu konsumieren, zumindest nicht im stationären Einzelhandel. Die Menge der Kunden in den Fußgängerzonen sei seit Anfang November »vielerorts unter einem auskömmlichen Niveau«, sagt Stefan Genth, Hauptgeschäftsführer des Handelsverbands Deutschland. Daten des Anbieters Hystreet, der die Zahl von Passanten in guten Einkaufslagen misst, zeigen das Ausmaß: In der ersten Novemberwoche waren auf Hamburgs Neuem Wall ein Drittel weniger Menschen als sonst unterwegs, in der Münchner Kaufingerstraße sah es noch trostloser aus. Vielerorts wurden die Adventsmärkte abgesagt – für Millionen Menschen ein Grund weniger, sich in die großen Innenstädte aufzumachen.

Dabei sind die Wochen vor Weihnachten für viele Geschäfte überlebenswichtig, sie gelten als umsatzstärkste Zeit im Jahr. Juweliere oder Spielzeughändler erwirtschaften bis zu 40 Prozent ihrer Einkünfte; auch im Bekleidungshandel, der sonst in der Vorweihnachtszeit besonders profitiert, seien die finanziellen Reserven »längst aufgebraucht«, sagt Genth. Anfang November lag der Absatz der Modegeschäfte 28 Prozent unter dem des Vorjahres.

Weihnachten ist auch ein Geschäft. Oder eben nicht.

Weniger als fünf Wochen bleiben noch, dann ist Weihnachten. Der ehemalige bayerische Ministerpräsident Günther Beckstein (CSU), jahrelang an der Spitze der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, sagt, dass die Politik endlich Pläne für die Weihnachtstage schmieden müsse. Es gehe um Kompromisse zwischen Hygienevorschriften und erwünschter Nähe, sagt der 76-Jährige. »Ein kompletter Verzicht ist keine Option.«

Beckstein gehört zu jenen, die noch mit Lockerungen nach diesem »harten November« rechnen. An »sehr harte Vorgaben« würden sich viele Menschen rund um die Festtage vermutlich nicht halten, meint er. Die Politik müsse Güter abwägen, »das Infektionsschutzgesetz stellt den Schutz des Lebens an die allerhöchste Stelle und ordnet alles andere unter«, dafür gebe es in einem »vernunftorientierten, aufgeklärten Glauben« gute Gründe. Aber »auch der Schutz der Familie und die menschliche Nähe insgesamt sind überragend wichtig«.

Er und seine Frau hätten in den vergangenen Jahren mit Kindern, Enkeln und Geschwistern gefeiert, sagt er; es versammelten sich jedes Mal rund 25 Menschen. In diesem Jahr wollten sie nur die eigenen Kinder und Enkel besuchen – nacheinander. Nur eines will Beckstein so weit wie möglich erhalten wissen: Ihm sei wichtig, dass möglichst viele Menschen einen Gottesdienst besuchen können.

Doch wie schon zu Ostern können die Kirchen in diesem Jahr zu Weihnachten nur eingeschränkt anbieten, was Menschen von ihnen erwarten: das Gefühl von Gemeinschaft und Nähe. »Wir müssen vielfältige Konzepte entwickeln, damit wir Gottesdienste feiern können«, sagt Oberlandeskirchenrätin Kerstin Gäfgen-Track, Bevollmächtigte der Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen. »Wir haben eine Handreichung für die Gemeinden erarbeitet.«

Anders als zu Ostern sollen die Kirchen an Heiligabend nicht geschlossen bleiben. »Wir haben das Gottesdienstverbot im März bejaht, obwohl es juristisch anfechtbar gewesen wäre«, sagt Gäfgen-Track. Inzwischen wisse man aber mehr über das Infektionsgeschehen und habe geeignete Hygienekonzepte.

Bereits in Corona-freien Jahren wird es zu Heiligabend in den Kirchen schnell zu eng, dann werden die Plätze von sogenannten Weihnachtschristen besetzt, die nur einmal im Jahr einen Gottesdienst besuchen. In der Marktkirche in Hannover sammeln sich an Heiligabend normalerweise 1100 Menschen, derzeit sind wegen der Corona-Schutzmaßnahmen weniger als 200 Plätze zugelassen. »Wir müssen raus auf den Marktplatz«, sagt Gäfgen-Track. »Und wenn wir im Regen mit Masken auf Abstand stehen: Hauptsache, es gibt einen Gottesdienst.«

In den Bistümern und Landeskirchen reagieren Pfarrerinnen und Pfarrer ähnlich kämpferisch, beinahe trotzig, auf die Pandemie. Alles auf Anfang statt alle Jahre wieder.

In Bergheim bei Köln plant eine katholische Gemeinde den Gottesdienst in einem Autokino. In Hamburg hat ein evangelischer Pastor das Millerntor-Stadion, sonst Spielstätte der Fußballer vom FC St. Pauli, ins Auge gefasst. Auch in Nürnberg sollen die Menschen am 24. Dezember nachmittags einen ökumenischen Gottesdienst im Fußballstadion feiern können, in Nordwalde bei Münster werden die Katholiken in einer großen Reithalle beten. Jesus sei ja auch in einem Stall geboren, sagt der örtliche Pfarrer.

Das Bistum Hildesheim rät seinen Priestern und Gemeindereferentinnen, die Krippen in diesem Jahr für alle sichtbar vor der Kirche zu postieren und von den Kirchtürmen Weihnachtslieder klingen zu lassen. In Berlin-Prenzlauer Berg verteilen ehrenamtliche Helfer Kartons mit kleiner Krippe und Gesangbuch an Gemeindemitglieder, die Heiligabend allein zu Hause verbringen. In einem Dorf in Brandenburg können Gläubige während eines

Spaziergangs einzelne Stationen eines Gottesdienstes aufsuchen, und für zahlreiche andere Orte in Deutschland sind »Andachten to go« geplant, kleine Gebetsideen und Segenswünsche zum Mitnehmen.

Nathalie Wolk, Pfarrerin an der evangelischen Johannes- und Matthäus-Kirchengemeinde in Hannover, plant für Heiligabend einen 24-Stunden-Gottesdienst. Immer zur vollen Stunde solle eine neue Andacht beginnen, Start sei mittags um zwölf Uhr; es gebe ein Programm für jedes Alter, die Kirche habe die ganze Nacht lang geöffnet, zwei Gottesdienste wolle sie online stellen, die Kantorei werde draußen singen. »Ein Online-Anmeldesystem soll dafür sorgen, dass nicht alle Gläubigen in denselben Gottesdienst gehen«, sagt sie. Höchstens 50 Personen sind jedes Mal zugelassen.

Doch trotz der Vielzahl der Angebote fragen sich unzählige Christen in Deutschland, ob sie zum Fest nicht doch lieber zu Hause bleiben sollen. Die öffentlich-rechtlichen Sender werden in der Adventszeit mehr Gottesdienste zeigen als üblich. Während der Pandemie verfolgen rund zwei Millionen Menschen die sonntäglichen Gottesdienste im Fernsehen, Hörfunk oder online, das sind deutlich mehr als vor der Krise.

Für Katrin Göring-Eckardt liegt die wichtigste Weihnachtsbotschaft in diesem Jahr in der Verkündigung des Engels im Lukasevangelium: »Fürchtet euch nicht!« Von 2009 an war sie Präses der Synode der Evangelischen Kirche Deutschlands, ein hohes kirchliches Amt, bekannt aber ist sie als Politikerin von Bündnis 90/Die Grünen.

Der Politik müsse es gelingen zu vermitteln, dass sie alle Menschen im Blick habe, gerade die ganz Alten und ganz Jungen, sie müsse dazu

ermuntern, Ideen zu entwickeln, wie Weihnachten in diesem Jahr gefeiert werden könne, denn es werde wohl anders sein als bisher. Sie selbst hätte da eine Idee: Spaziergang mit dem alten Nachbarn, den man oft nur flüchtig grüßt, Advent mit der Uroma per Videokonferenz und nach Menschen schauen, die sonst allein bleiben. »Wir brauchen neue Wahlverwandtschaften«, sagt Göring-Eckardt, »um diese Zeit als Gesellschaft zu überstehen.«

Zoom-Konferenz mit Silvia Schneider und Jürgen Margraf. Das Ehepaar, 58 und 64 Jahre alt, sitzt im Homeoffice vor einem dunklen Sideboard. Beide sind Professoren an der Bochumer Ruhr-Universität; Schneider für Kinder- und Jugendpsychologie, Margraf hat einen Lehrstuhl für Psychologie und Psychotherapie und ist Experte für Ängste.

Die beiden haben zwei erwachsene Kinder, sie raten Familien, sich im Vorfeld gemeinsam mit dem Nachwuchs zu überlegen, wie sich an die Rituale früherer Jahre anknüpfen ließe. »Verglichen mit anderen Ländern haben wir in Deutschland sehr lange ein wenig risikobehaftetes Leben führen können, in dem viele Familien alles dafür getan haben, Schwierigkeiten von ihren Kindern fernzuhalten«, meint Schneider. Da sei es durchaus eine Entwicklungschance, wenn die Kinder nun erlebten, dass man eine Krise als Familie gemeinsam bewältigen könne – auch wenn es bedeute, auf ein Fest im großen Kreis zu verzichten. Zudem übe die Situation Solidarität ein. »Im Moment erfahren Kinder wie nebenbei, wie wichtig es ist, sich verantwortungsvoll zu verhalten, damit es anderen gut geht.«

An den Töchtern und Söhnen vorbeizuplanen oder ihnen die Sorgen zu verheimlichen belaste die Kinder hingegen. »Sie spüren den erhöhten

Stress ihrer Eltern, können ihn aber nicht einordnen. Aber wenn man sie an der Suche nach Lösungen beteiligt, erlernen sie jene Selbstwirksamkeit, die ihnen im Leben weiterhilft: Sie merken, dass sich komplizierte Situationen bewältigen lassen, und können daraus auch für kommende Krisen Zuversicht schöpfen.«

Derartige Erfahrungen scheinen umso wichtiger zu sein, weil sich abzeichnet, dass der erste Shutdown manche Kinder spürbar beeinträchtigt hat. In Umfragen berichteten sie von vermehrten Schmerzen im Bauch oder Kopf, die Streitigkeiten in ihren Familien nähmen zu, sie könnten schlechter schlafen. Laut einer Studie am Hamburger Universitätsklinikum Eppendorf stieg das Risiko für psychische Auffälligkeiten in den ersten Monaten der Pandemie von vorher 18 auf 31 Prozent. Kinder und Jugendliche sorgten sich zudem mehr und reagierten deutlich gereizter. 71 Prozent der 11- bis 17-Jährigen stuften sich als ziemlich bis äußerst belastet ein.

Auch Silvia Schneider hat gemeinsam mit ihrer Kollegin, der Entwicklungspsychologin Sabine Seehagen, während der ersten Welle Daten erhoben. Ein Viertel der befragten Eltern habe ihre Söhne und Töchter, alle zwischen null und sechs Jahren, ängstlicher und auch verhaltensauffälliger erlebt. »Der entscheidende Punkt dabei war, dass dieses Verhalten eng mit der Befindlichkeit der Eltern verknüpft war«, sagt Schneider. »Je gestresster, ungeduldiger oder genervter die Väter und Mütter sich selbst vorkamen, desto mehr veränderte sich das Kind.« Die Psychologin ist Mitverfasserin einer neuen Website, die vom Bundesfamilienministerium unterstützt wird (www.familienunter druck.de). Kurze Videoclips sollen Eltern helfen, den Alltag zu bewältigen.

Die Debatte um den Verzicht verklärt, was Weihnachten auch ist: Stress, Streit, Enttäuschung. Die Geschenkeschlacht, das Verwandtengenerve, das Harmoniegequatsche – es hat für nicht wenige Menschen immer schon Gründe gegeben, damit nichts anfangen zu können oder zu wollen.

Wie also blickt einer wie Hans-Dieter Tenhaef auf die verzweifelten Rettungsversuche für das Fest, das er so sowieso nicht feiern wollte? Er brach regelmäßig im Dezember auf, um deutschen Weihnachtsbräuchen aus dem Weg zu gehen. Vergangenes Jahr entschied er sich für eine Kreuzfahrt, Mauritius, Seychellen, Malediven, Sri Lanka, drei Wochen lang, gemeinsam mit seiner Freundin Doris. 2018 schipperten sie auf der "AIDAperla" für 14 Tage durch die Karibik, von Barbados über St. Lucia und Antigua nach Curaçao, mit Schnorchelausflug und Jetskifahren.

»War jedes Mal ein Traum«, sagt Tenhaef. Er sitzt hinter einem Schreibtisch im ostwestfälischen Vlotho, 62 Jahre alt, volles graues Haar, Jeans, Turnschuhe. Weihnachten muss für ihn nach Sonnencreme und Salzwasser riechen, Außenkabine statt Adventskranz. Er war auch schon in Dubai, Vietnam, auf den Kanarischen Inseln und Madeira. Hauptsache, »weg von dem ganzen Trara«.

Tenhaef hat einen Sohn und eine Tochter, von deren Mutter er getrennt lebt. Als die Kinder klein waren, sei ihm Weihnachten wichtig gewesen, sagt er, damals habe er es immer schön gefunden, ganz klassisch im Kreis der Familie zu feiern.

Es sei doch heuchlerisch, wenn die Leute nur an Heiligabend in die Kirche gingen, »die nehmen den wirklich Gläubigen nur den Platz

weg«. Außerdem störe ihn, wenn Menschen, die ständig aufeinander rumhackten, an Weihnachten »einen auf Harmonie« machten.

Ihm sei es so ergangen, dass er die Besuche bei seinen Eltern und den Eltern seiner Frau zunehmend als anstrengend empfunden habe. Mit seinen erwachsenen Kindern habe er irgendwann nur noch ein, zwei Stunden zusammengegessen, danach sei jeder seines Weges gegangen. Da liege er lieber an einem Seetag an Bord auf dem Sonnendeck oder spiele Backgammon, während Doris »was für die Schönheit« mache. »Einen Tannenbaum gibt's auf dem Schiff außerdem. Und wer will, kriegt sogar Gänsebraten.« Tenhaef mag allerdings lieber Steak zum Fest.

Vor knapp zwei Jahren ist er zum ersten Mal Opa geworden. Vergangenes Jahr hat er seinen Enkel Vince vom Schiff aus angerufen, Weihnachten hat er noch nie mit ihm gefeiert. »Er war so klein, es war für ihn kein Unterschied, ob ich bei ihm bin oder nicht.« Im Oktober kam das zweite Enkelkind zur Welt. Tenhaef sagt, falls er nun keinen Urlaub mit Doris machen könne, gehe er mal mit den Kleinen spazieren, falls sein Sohn fragen würde. Er und seine Kinder hätten in den ersten zehn Jahren ihres Lebens nicht viel voneinander mitbekommen, er habe ständig gearbeitet. »Was ich damals verpasst habe, kann ich jetzt mit meinen Enkeln nachholen.«

Es müssen Lösungen gefunden werden für das merkwürdige Fest, dass da auf Singles, Familien, Alte, Junge zukommt, auf Gesunde und Kranke. Und alle müssen es auf eine eigene Weise lösen – zu Hause, aber auch in den Seniorenheimen und Krankenhäusern.

»Bei vielen Mitarbeitern liegen die Nerven blank, bei den Patienten sieht es ähnlich aus«, erzählt Jens Deerberg-Wittram, 53, Geschäftsführer von vier Krankenhäusern in Oberbayern. Am Vortag musste er eine geriatrische Station schließen, Patienten und Mitarbeiter hatten sich mit dem Coronavirus infiziert. »Gerade in diesem Jahr wäre es besonders wichtig, im Krankenhaus für Weihnachtsstimmung zu sorgen«, sagt er. »Und nach den Anstrengungen der zurückliegenden Monate müssten wir doppelt so viele Weihnachtsfeiern veranstalten wie sonst, um unsere Wertschätzung für unsere Mitarbeiter auszudrücken. Aber wir haben alles abgesagt.« Auch die Idee mit den Buden, die er vor dem Krankenhaus wie bei einem Weihnachtsmarkt aufstellen lassen wollte, habe er wieder fallen gelassen.

Die vier Kliniken seien über Weihnachten üblicherweise zu rund zwei Drittel belegt. »Da liegen dann einige Hundert Menschen, und wegen der steigenden Infektionszahlen spricht vieles dafür, dass es in diesem Jahr noch mehr sein werden. Wir würden ihnen die Weihnachtstage gern so schön wie möglich gestalten, doch zurzeit ist nicht einmal abschätzbar, ob die Haustechniker die Lichterketten installieren können – oder ob so eine Aktion ein zusätzliches Infektionsrisiko ist.«

Auch für alte Menschen ist Weihnachten in diesem Jahr besonders ungewiss. In Köln tüftelt Ulrich Schwarz seit September an einem Konzept, damit über 700 Seniorinnen und Senioren »ein halbwegs normales Fest erleben«, wie er sagt. Schwarz, 39, ist Leiter der stationären Pflege beim Caritasverband Köln, er ist mitverantwortlich für sieben Pflegeheime, die quer über die Stadt verteilt sind.

»Das ist eine sensible Zeit«, sagt Schwarz. Weihnachten bedeute für viele Bewohner, sich am Lebensabend an die schönen Momente zu

erinnern, den Werdegang zu rekapitulieren. »Deswegen können wir Weihnachten nicht einfach ausfallen lassen.« Schwarz weiß aber auch, wie gefährlich es wird, wenn sich das Virus unter den Senioren verbreitet. Zusammen mit Hygienefachkräften überlegt er in diesen Tagen, was in Corona-Zeiten alles geht und was nicht.

Plätzchen backen? Geht. Weihnachtslieder singen? Geht nicht. Zusammen Weihnachtsdekoration basteln? Geht.

Statt einer großen Weihnachtsfeier wird es in Köln viele kleine geben, in jedem Wohnbereich ein eigenes Fest, mit eigenem Weihnachtsbaum. Wenn Angehörige zu Heiligabend in die Heime kommen wollen, müssen sie mit den Bewohnern auf deren Zimmer feiern. Strenge Besuchsverbote wie im Frühjahr während der ersten Corona-Welle wollen sie in Köln nicht noch einmal erleben, auch deswegen hat Schwarz Corona-Schnelltests bestellt, mit denen Bewohner, Pflegekräfte und Heimgäste regelmäßig untersucht werden.

Ein Risiko bleibt trotzdem, niemand kann ausschließen, dass einige Heime von der Außenwelt abgeschnitten werden müssen. Doch darauf, sagt Schwarz, sei man vorbereitet. Seit fünf Jahren stellen sich die Kölner Heime auf die digitale Welt ein.

Im Altenzentrum St. Maternus in Köln-Rodenkirchen sind drei Virtual-Reality-Brillen im Einsatz. Damit können die Bewohner den Dom besuchen, eine Schneeballschlacht veranstalten oder auf den Weihnachtsmarkt gehen. In manchen Pflegeheimen könnte es virtuelle Weihnachtsmomente geben, schon lange vor Corona waren dort Smartphones und Tablets vorhanden. Senioren spielten an Laptops oder benutzten Skype. »Davon profitieren wir jetzt«, meint Schwarz.

Ein vollwertiger Ersatz für gemeinsam verbrachte Stunden oder gar ein Fest im Familienkreis ist es trotzdem nicht. Und auch viele Angehörige fürchten sich davor, die alten Eltern oder Großeltern an den Festtagen nicht sehen zu können. Mehr noch als in anderen Jahren drängt sich in diesen Pandemiewochen der Gedanke auf, es könne der letzte gemeinsame Heiligabend werden.

Darf es eigentlich so kommen? Darf der Gesetzgeber verbieten, dass sich Familien an Weihnachten begegnen? Dass Christen den Weihnachtsgottesdienst besuchen?

Das Grundgesetz schützt Ehe und Familie ebenso wie die Religionsausübung, Letztere sogar »vorbehaltlos«: In sie darf nur eingegriffen werden, wenn es um den Schutz anderer Grundrechte geht. Das aber ist in einer Pandemie der Fall, in der Gesundheit und Leben Hunderttausender gefährdet sind.

Der »Schutz vor diesen Gefahren für Leib und Leben«, so urteilten die Verfassungsrichter im vergangenen April über den österlichen Shutdown, habe »derzeit trotz des damit verbundenen überaus schwerwiegenden Eingriffs in die Glaubensfreiheit Vorrang«.

Was für Ostern galt, wird auch für Weihnachten gelten. »Es wird auf die epidemiologische Lage ankommen«, sagt ein Richter eines Landesverfassungsgerichts, der nicht namentlich zitiert werden möchte, weil er über solche Fragen demnächst vermutlich zu entscheiden hat. »Es würde sicher starke Gründe brauchen, um von den Bürgern zu verlangen, Weihnachten zu Hause zu verbringen«, aber »wenn Zustände wie im vergangenen Frühjahr in Bergamo bevorstehen, lässt sich das ohne Zweifel rechtfertigen«. Eine fundierte Prognose würde

dazu reichen – »man muss nicht erst warten, bis die Leichen in Militärlastern abtransportiert werden«.

»**Wie uns diese Zeit prägen wird,** ist auch in hohem Maß davon abhängig, welche Erzählung wir dafür finden«, sagt Psychologe Margraf. »Ob uns in Erinnerung bleibt, dass wir es gepackt haben. Oder ob wir all das Schreckliche im Kopf behalten: die armen Studenten, die armen Gastronomen, die armen Alten.«

Wie in anderen Krisen sind jetzt jene Menschen im Vorteil, die eher positiv auf ihr Dasein blicken, die sich mit anderen verbunden fühlen und darauf vertrauen, dass sie ihr Leben trotz der Einschränkungen nach eigenen Vorstellungen gestalten können. Jene, die sich dem Schicksal nicht ausgeliefert fühlen.

Manches lasse sich durchaus umdeuten, meint Silvia Schneider. »Ohne die Probleme kleinreden zu wollen: Man kann es auch als Gewinn begreifen, Weihnachten in kleinem Kreis zu feiern. Man hat mehr Zeit als sonst, sich in Ruhe und intensiv umeinander zu kümmern.« Und noch einen positiven Effekt vermag Margraf der abgespeckten Form abzugewinnen. »Jene, die sich in den vergangenen Jahren zu Weihnachten immer einsam gefühlt haben, fühlen sich dieses Mal möglicherweise wie routinierte Experten einer allgemeinen komplizierten Lebenslage. Ich wage die Prognose, dass dieses Fest für viele Alleinstehende leichter zu ertragen ist als sonst.«

»Radikale Akzeptanz« empfiehlt die Vereinigung der Deutschen Psychotherapeuten. Außerdem Vorfreude auf die Zeit nach der Pandemie. Die Experten raten, fehlende physische Nähe durch emotionale Nähe auszugleichen, mithilfe von Briefen, Päckchen oder

Videotelefonaten. Am besten, man lege sich möglichst früh auf eine Strategie für die Weihnachtstage fest: Wer dieser Frage ausweiche, bereite seiner Psyche durch andauerndes Hin- und Hergerissensein zusätzlichen Stress.

Die Familie aus Mönchengladbach, die Weihnachten jedes Mal mit Stutenkerl und in großer Runde feiert, hat entschieden, dass das gemeinsame Fest ausfällt. Zwei Haushalte, das ist für sie die Obergrenze.

»Es wird stiller dieses Jahr«, sagt Christiane Pellen-Balgar.

»Es wird anders schön, hoffe ich«, sagt ihr Lebensgefährte Stefan Jakuszeit.

Heiligabend werden ihre Söhne wahrscheinlich beim Vater in Frankfurt am Main verbringen, Christiane Pellen-Balgar wird allein mit ihrem Freund sein. »Heiligabend zu zweit – ich glaube, das hatte ich noch nie«, sagt sie. Bei ihren Eltern will sie nur kurz vorbeischauen – nicht aus Gefühllosigkeit, sondern aus Vorsicht.

Sie sitzt im Wohnzimmer in Mönchengladbach-Odenkirchen, guckt ihren Lebensgefährten an und sagt: »Einen Weihnachtsbaum brauchen wir dieses Jahr eigentlich nicht.«

»Doch, klar!«, antwortet er. »Der gehört dazu. Ein Weihnachtsbaum muss sein.«